



GAËL TURINE / MAPS

FOTO-TABLEAU

Dhaka vergiftet sich selbst 4/5

Neben der Textilindustrie zählen auch Leder und daraus gefertigte Produkte zu den Exportgütern, denen Bangladesh sein Wirtschaftswachstum verdankt. Die oft skandalösen Produktionsbedingungen sind mittlerweile bekannt – und dabei spielt auch die westliche Kundschaft eine Rolle, denn einstweilen scheinen weder Anbieter noch Konsumentinnen und Konsumenten an eine Eindämmung des steten Stroms von Verschleissware zu denken, der sich in die preiswerteren Modegeschäfte und auf die Ausverkaufs-Wühltische ergiesst. Bangalische Sweatshops setzen ihre Produkte teilweise zu Preisen ab, die weit unter denjenigen chinesischer Anbieter liegen. Unter diesem Druck wird ein Einhalten auch bescheidenster Umweltstandards zum Luxus – obwohl die Menschen von den Folgen unmittelbar betroffen sind. «Noch wenn es einen Willen gäbe, sich zu mobilisieren, die Dinge wenigstens auf individueller Ebene zu verändern, lassen die Herausforderungen des Alltags den Menschen weder Zeit noch Energie dafür», schreibt der Fotograf Gaël Turine. «Die Kinder ernähren zu können, ein Kleidungsstück zu kaufen oder einen Schultornister – das hat Priorität. Und so schaut die sozioökonomische Realität für die meisten Bewohner von Dhaka aus.»

Debatte um Roboterethik

Die Theorie der moralischen Stämme

Gastkommentar
von PETER SEELE

Die Frage nach einer Ethik für Algorithmen und Roboter hat in dieser Zeitung zu einem produktiven Gelehrtenstreit geführt: Thomas Beschorner stellte fest, dass die herkömmliche Ethik abendländischer Prägung nicht hinreicht, dem Thema der Ethik von Robotern und künstlichen Intelligenzen gerecht zu werden. Also schlägt er eine weniger von Menschen her gedachte Ethik vor, die sich analog zur Tierethik entwickeln möge.

Dies ruft den Philosophen Andreas Brenner auf den Plan, der jede Roboterethik für ungültig erklärt, solange künstliche Intelligenzen kein eigenes Bewusstsein zur Verantwortungsübernahme haben.

Wo stehen wir heute? Statt philosophischer Roboterethik finden wir bis jetzt Wenn-dann-Regeln und standardisierte Mustererkennungen, die sich bereits selber trainieren können. Das ist nützlich für organisatorische und kommunikative Aufgaben. Die Konsequenzen daraus sind gleichwohl von ethischer Bedeutung.

Lassen sich also Beschorner und Brenners Positionen auffangen, ohne dass sie sich ausschliessen? Ich denke ja. Mit Beschorner lässt sich sagen, dass die klassischen Ansätze der Ethik, also Tugendethik, Deontologie nach Kant oder Diskursethik nach Habermas für Algorithmen (noch) nicht viel beitragen, da sie von einem verabsolutierenden Anthropozentrismus getragen sind. Der Utilitarismus liesse sich mit der Faustregel Jeremy Benthams vom «grössten Glück für die grösste Anzahl von Menschen» noch regelgebunden programmieren.

Aber wer mag verantworten, wer im Falle eines Unfalls zum Opfer werden soll? Wäre die Social-Media-Influencerin mit über zwei Millionen Followern nicht vom Unfall zu verschonen im Gegensatz zu einem Krankenpfleger, der nur fünf analoge Freunde, eine Familie und zwei Dutzend Patienten hat? Brenners grundsätzliche Forderung nach dem Bewusstsein einer roboterhaften Intelligenz ist begründet, wenn es um Entscheidungen und deren Zuschreibung geht.

Was also tun? Im Folgenden schlage ich die Theorie der «moralischen Stämme» von Joshua Greene vor. Ausgangspunkt wäre, dass wir zum Verständnis einer Ethik der Roboter zunächst über den Menschen und seine Formen der moralischen Reflexion gegenüber und nicht von Maschinen nachdenken sollten. Greenes Theorie zählt zu den modernen kognitionswissenschaftlichen Zwei-Prozess-Theorien, wie sie auch von

Daniel Kahneman oder in der populär adaptierten Version von Rolf Dobelli einem grossen Publikum bekannt sind. Nach Greene funktioniert das menschliche Denken zu Fragen der Moral in zwei Modi, vergleichbar mit einer Fotokamera: Modus 1 wäre der Autofokus, unser archaisches Stammesdenken von «uns» und den «anderen», das ohne grosses Nachdenken funktioniert. Modus 2 hingegen ist der manuelle Fokus: Man denkt lange nach, stellt manuell Schärfe und Belichtung ein, waltet also mit Vernunft und in der Ruhe, und nimmt dann eine ausgewogene Einschätzung vor.

Mit diesen zwei Modi liesse sich auch das moralische Verhältnis zu Algorithmen und anderen Robotern bestimmen. Wenn wir vernunftbasiert darüber nachdenken, könnten wir die Effizienzsteigerung und das potenzielle Wirtschaftswachstum sehen, das die digitale Automatisierung herbeiführen kann. Jedoch führen gemäss Greene darüber nachdenken, könnten wir die Effizienzsteigerung und das potenzielle Wirtschaftswachstum sehen, das die digitale Automatisierung herbeiführen kann. Jedoch führen gemäss Greene darüber nachdenken, könnten wir die Effizienzsteigerung und das potenzielle Wirtschaftswachstum sehen, das die digitale Automatisierung herbeiführen kann.

Die Maschinen werden zur Bedrohung und werden den Menschen eines Tages bekämpfen. Hollywood lebt seit Jahrzehnten gut vom Narrativ dieses Stammesdenkens: «Der Terminator», «Ex Machina» oder Spielbergs «AI» belegen diese Wirgegen-sie-Mentalität der Stämme auf effektvolle Weise. Schliesslich, so prophezeit Künstliche-Intelligenz-Veteran Jürgen Schmidhuber, würden die selbstlernenden Maschinen den Menschen überflügeln und den Weltraum besiedeln.

Also zurück auf die gegenwärtige Erde: Neben regulatorischen und versicherungstechnischen Fragen von Robotern ist die aktuelle ethische Debatte diejenige der Menschen gegenüber Robotern. Der Mensch macht sich die Erde untertan bis zur Zerstörung seiner eigenen Lebensgrundlagen, und nun gibt es eine neue Intelligenz, die seinen Führungsanspruch als (eingebildete) Krone der Schöpfung herausfordern könnte. Im Angesicht dieser aufziehenden Rivalität wäre die dringliche Aufgabe der Ethik, das symbiotische Auskommen des menschlichen und des maschinellen «Stammes» zu behandeln.

Peter Seele ist Professor für Wirtschaftsethik in Lugano, Leiter der Arbeitsgruppe Wirtschaftsphilosophie der Deutschen Gesellschaft für Philosophie und Autor (mit L. Zapf) von: «Die Rückseite der Cloud – Eine Theorie des Privaten ohne Geheimnis».

Philanthropisches Engagement

Die Vielfalt des Spendens

Gastkommentar
von GEORG VON SCHNURBEIN

Grosszügigkeit und Hilfsbereitschaft sind keine Frage von Reichtum oder Erziehung, sondern ein zentrales Merkmal einer zivilisierten Gesellschaft. So steht an der Spitze des World-Giving-Indexes keine Industrienation, sondern Indonesien. Dort gehören Spenden und Engagement zu den wichtigsten religiösen und sozialen Aufgaben der Bürger. Philanthropie, verstanden als jede private freiwillige Handlung für einen gemeinnützigen Zweck, ist vielfältig und wird dennoch viel zu wenig wahrgenommen. Letztlich ist jeder Mensch ein «zoon philanthropikon», ein soziales, auf gegenseitige Unterstützung ausgerichtetes Wesen. Dabei ist der Antrieb für Philanthropie weniger ein reiner Altruismus, also eine Gabe, die dem Spender ein Opfer aberlangt. Viel eher erfolgen Spenden aus einem Überfluss heraus und folgen einem reziproken Verständnis gesellschaftlicher Beteiligung: Man gibt, weil man selbst Hilfe erwartet, wenn man sie nötig hat.

In der Schweiz wird besonders häufig gespendet, und auch das freiwillige Engagement ist überdurchschnittlich hoch. Damit gehören die Schweizer zu den Gebefreudigsten weltweit. Laut der Stiftung Zewo spenden 77 Prozent der Haushalte zusammen jährlich 1,8 Milliarden Franken an gemeinnützige Zwecke, hinzu kommen weitere 2 Milliarden Franken durch Stiftungen. Dazu wird gemäss dem BFS jährlich während 665 Millionen Stunden Freiwilligenarbeit erbracht, die von gut einem Drittel der Bevölkerung geleistet wird. Bei der Freiwilligenarbeit wurde in den letzten Jahren ein rückläufiger Trend beobachtet, und um Geldspenden findet ein zunehmend härterer Wettbewerb statt. Kommt das philanthropische Engagement aus der Mode? Gründe für diese Vermutung liessen sich viele anführen, etwa der Individualismus, die Konsumhaltung oder auch die Professionalisierung der Nonprofitorganisationen, die zu mehr Bürokratisierung führt.

Deshalb einen Abgesang auf die Philanthropie anzustimmen, wäre aber falsch. Denn die erhobenen Zahlen geben nicht das vollständige Ausmass der philanthropischen Leistungen wieder. Freiwilligenarbeit zum Beispiel ist in unterschiedlichen Lebenszeiten unterschiedlich wichtig. Eine Studie in England hat gezeigt, dass Freiwilligenarbeit vor allem dann erbracht wird, wenn es Stabilität im Leben gibt. Persönliche Einschnitte wie ein Arbeitsplatzverlust, eine Scheidung oder Krankheiten führen nicht selten dazu, dass die Freiwilligenarbeit aufgegeben wird. Auch die Spendenbereitschaft ist höher, als es die erfassten Zahlen ausdrücken. Spontanes Geben in der Kirche, an Strassenmusiker oder in den Ferien wird kaum registriert. Auch gleicht manche Mitgliedschaft in einem Ver-

ein eher einer Spende als einer Zahlung für in Anspruch genommene Vereinsaktivitäten.

Darüber hinaus entwickeln sich neue Formen des Gebens, die nicht immer in die bestehenden Definitionen passen oder gar nicht so wahrgenommen werden. Ohne freiwilligen Zeiteinsatz würden etwa Wikipedia, Bewertungsportale oder viele Beratungsangebote nicht funktionieren. Die Philanthropie passt sich der veränderten Gesellschaft an. Freiwilligenarbeit findet Zulauf, wo Freiwillige ihre eigenen Ideen einbringen und selbst gestaltend aktiv werden können – also nicht mehr zwingend in organisatorischen Strukturen von Nonprofitorganisationen. Stattdessen verbinden sich engagierte Menschen über soziale Netzwerke und helfen so spontan und kurzfristig. Beispielsweise bildete sich in der Hochphase des Flüchtlingszustroms im Jahr 2015 in Basel die Facebook-Gruppe «Basel hilft mit», die Sachspenden für Flüchtlinge sammelte und nach Ungarn und Griechenland lieferte. Generell nimmt die Zahl kurzfristiger Einsätze zu. Es bedarf daher einer besseren zeitlichen Definition des Einsatzes, sei es für den Gesamtaufwand oder für die genauen Einsatzzeiten.

Auch für Spender spielt Flexibilität heute eine grosse Rolle. Langfristige Verpflichtungen wie Dauerspenden müssen immer die Option des Ausstiegs bieten. Gleichzeitig ist es vielen Spendern wichtig, regelmässig über die durch die Spenden gemachten Fortschritte informiert zu werden. Darüber hinaus gibt es eine Vielfalt an möglichen Spendenkanälen. So nehmen Projektfinanzierungen über Crowdfunding und Crowddonating stetig zu. Gemäss dem Crowdfunding-Monitoring des IFZ Zug wurden 2017 insgesamt 29,1 Millionen Franken über Plattformen gespendet. Gerade in der Kultur sind hiermit viele neue Mittel generiert worden, die in offiziellen Statistiken oft nicht erfasst werden, da die Unterstützer dieses Engagement nicht in erster Linie als Spende verstehen und es oftmals auch nicht steuerabzugsfähig ist. Gleichzeitig fließen Online-Spenden häufig direkt ins Ausland, da spezifische Organisationen oder Projekte unterstützt werden.

Viele dieser neuen Formen von Freiwilligenarbeit und Spenden werden in den bestehenden Statistiken nur ungenügend erfasst bzw. von den Befragten nicht erwähnt, da sie nicht der idealtypischen Vorstellung eines philanthropischen Engagements entsprechen. Die rückläufigen Zahlen sind deshalb nicht unbedingt ein Ausdruck fehlender Hilfsbereitschaft, sondern vielmehr eine Anforderung, die Vielfalt der Unterstützungsmöglichkeiten besser zu erfassen und zu kommunizieren.

Georg von Schnurbein ist Professor und Direktor am Center for Philanthropy Studies (CEPS) an der Universität Basel.